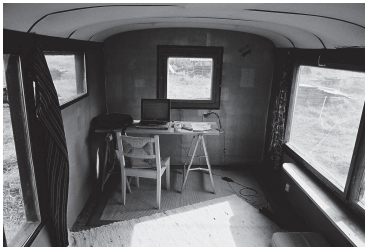
Leben in Gemeinschaft

Was bedeutet das? Von Michael Würfel

Ich bin eines Tages aufs platte Land gezogen, in die Dorfgemeinschaft meiner Wahl, die ich von Besuchen und von Mitarbeit seit Jahren kannte. Ins Ökodorf Sieben Linden in Norddeutschland. Damals wollte ich dringend raus aus der Stadt, und das Leben im „Ökodorf" versprach, inspirierend zu sein. Inspiration, Entwicklungsmöglichkeiten für mich, ein Abenteuerspielplatz als Leben – das hat mir in meinem Leben vorher gefehlt.



Ankommen im Bauwagen, 2007

Mehr als sechs Jahre sind seitdem vergangen. Längst bin ich Vollmitglied in unserer Ökodorf-Genossenschaft und habe alle möglichen Aufgaben übernommen, von Kompostklos-Leeren bis zu Wöchentliches-Kino-Veranstalten. Die Genossenschaftseinlage (den Betrag habe ich mir damals geliehen) ist fast abbezahlt, ich pflege vor Ort meine Mutter, die ich hier einquartierte, als sie bettlägerig wurde; ich habe meine Partnerin kennengelernt und sie ist hergezogen; wir haben eine Wohngruppe gefunden, mit der wir innerhalb des Dorfes nochmal eine engere Gemeinschaft bilden; wir haben eine Tochter geboren, die hier aufwachsen wird. Es ist so viel passiert, dass der Vergleich meines Lebens vor sechs Jahren mit meinem Leben heute kaum die Besonderheit des Gemeinschaftslebens erklären wird – aber manches ist natürlich so gekommen, weil ich in Gemeinschaft lebe.

Leben in Gemeinschaft erweitert den Horizont, würde ich sagen. Das kann dauern und etwaige Erkenntnisse lauern selten dort, wo du sie vermutest – aber ein vergleichsweise intensiver Kontakt mit einer relativ großen Zahl von Mitbewohner_innen sorgt, nicht zuletzt durch die Reibungen und Konflikte mit ihnen, für reichlich Gelegenheit zum „Wachstum" – zur „Reife", zur „Authentizität". Das Besondere am nachbarschaftlichen Kontakt in Gemeinschaft, im Gegensatz zum Dorf oder zur Reihenhaussiedlung: Du erlebst diese Menschen in allen Lebenslagen. Nicht nur, wenn sie dich gutgelaunt zum (veganen) Grillfest einladen, sondern auch, wenn sie sich von Partner_innen trennen, wenn sie einen Erfolg einfahren, wenn sie in Auseinandersetzungen klein bei geben müssen – oder trotzig werden, weil sie das nicht akzeptieren wollen. In all diesen Lebenslagen interagieren sie mit dir; du lernst, Menschen immer wieder neu zu beurteilen oder vielleicht sogar, sie gar nicht mehr zu beurteilen (so weit bin ich nach sechs Jahren noch lange nicht). Möglicherweise bietet Gemeinschaft die Chance, ein bisschen weiser zu werden.

Möglicherweise auch nicht, denn natürlich nervt es unsäglich, sich ständig mit Sachen auseinanderzusetzen, mit denen du eigentlich längst abgeschlossen hast oder die dir überhaupt nicht wichtig sind. Da wurde zum Beispiel gegen den Zuzug von XY gestimmt, und dann liegt zwei Monate später irgendein Beschlussvorschlag zu einem „Sonderstatus" von XY auf dem Tisch – und wenn du ein Nein oder gar ein Veto dazu aussprichst, wird erwartet, dass du dich hinstellst und das begründest. Oder das beißende Gefühl

der Ungerechtigkeit, wenn YZ seinen Haushaltsdienst nicht macht, im Gegensatz zu dir. Obwohl du dir die Zeit dafür bei deinem Privatvergnügen abgezwackt hast. Das können Momente sein, in denen es ganz ernsthaft sinnvoll erscheint, ein privates Leben zu führen, das nur via Beruf, Konsum, Tageszeitung, Wahltag und Urlaub – plus ein paar ausgewählten Freunden und Verwandten – mit dem Rest der Welt zu tun hat.

Du siehst – nach sechs Jahren schreibe ich weniger über die Vorteile von Gemeinschaftsleben, als über die Unterschiede zu einem privaten Leben. Das Leben in Gemeinschaft ist intensiv; und manchmal ist „intensiv" einfach „zu anstrengend". Ich schreibe aber auch davon, dass „Leben in Gemeinschaft" mich in einen intensiveren Austausch mit „der Welt" bringt als ein „privates Leben" – das hätte ich vor sechs Jahren bestimmt nicht gesagt. Da habe ich eher befürchtet, dass ich durch Leben in Gemeinschaft (auf dem Land, fernab von Stadtkultur) den Anschluss verpasse. Diese Angst ist weg. Meine sozialen Sinne sind geschärft, und wenn ich an Mainstream-Kultur und Tagespolitik nicht viel Anteil nehme, dann eher darum, weil mir viel davon nicht mehr wichtig erscheint. Ich glaube, da tut der distanzierte Blick ganz gut, den mir meine Gemeinschaftsumwelt liefert. Kaum Berieselung durch U-Bahn-Fernsehen, Werbung und die übrige Medienmaschinerie, dafür Gespräche und Austausch mit Mitbewohner_innen und den vielen Gästen, die uns besuchen – und Literatur, Zeitung, Internet usw. gibt's ja auch noch.

Wenn ich aus meinem intensiven Gemeinschafts-Leben also herausschaue, dann gefällt mir gar nicht, wie „die andere" Gesellschaft sich entwickelt, die ja vor allem von Millionen von Privat-Leben geführt (geduldet? ertragen?) wird. Wer da gewählt wird, was die Leute sich dort von Politikern und Medien erzählen lassen, was sie kaufen, was sie cool finden – da habe ich dann deutlich den Eindruck, dass unser Gemeinschaftsleben zukunftsfähiger ist. In unserer Kommunikation lässt sich niemand von leeren Versprechungen abspeisen; wenn Quatsch entschieden wird, regt sich sofort Widerstand; statt konsumiert wird oft getauscht oder in der Verschenke-Ecke oder der Kleiderkammer „geshoppt", cool ist unwichtig oder wenigstens wirklich originell.

Leben in Gemeinschaft macht Menschen fit für Leben in Gesellschaft, das ahne ich. Selbst wenn es auch bei uns an vielen Ecken klemmt.

Ich habe aus meiner Erfahrung geschrieben – aus meinem Leben in einer großen, öffentlich wirken wollenden Gemeinschaft mit regem Seminarbetrieb. Aber Leben in Gemeinschaft kann natürlich vieles bedeuten. Etliches wird in anderen Gemeinschaften anders sein.

Wenn wir im eurotopia-Buch von Gemeinschaft reden, meinen wir immer, dass Menschen absichtlich zusammen leben. Dabei wird es sich nicht vermeiden lassen, dass Absprachen getroffen und Kompromisse eingegangen werden müssen; dass die Mitbewohner_innen zu Vertrauten werden, dass das eigene Verhalten hinterfragt wird. Ich vermute also, dass mehr oder weniger alle Situationen, in denen Menschen absichtlich zusammen leben, diese oben beschriebene Chance bieten, die im rein privaten Leben fehlt.

Ein Zuzugsinteressierter stellt sich vor, 2008

In der Gemeinschaft, in der ich lebe, gibt es regen Zulauf – tendenziell möchten mehr Menschen Teil davon werden, als wir Wohnraum zu bieten haben. Warum kommen diese Leute?

Ich denke, es ist kaum je ein theoretischer Entschluss: „mein Leben muss gemeinschaftlicher werden, also ab nach Sieben Linden." Die Leute, die bleiben wollen, haben hier am Ort und hoffentlich auch in unserer Bewohnerschaft etwas für sich entdeckt, was ihnen gefällt, haben sich ein bisschen verliebt. Wenn sie der Gemeinschaft an einem "Vorstellungsabend" von sich erzählen, wird das zwar so klingen, als ob das Leben einfach reif für eine Umstellung war und dass das Ökodorf-Konzept gefallen hat. Aber sich tatsächlich für eine Gemeinschaft zu entscheiden, da muss sich der/die jeweilige Kandidat_in auch schöne Vorstellungen und Hoffnungen machen können, wie das Leben werden wird – so sind wir Menschen. Wenn es dann tatsächlich so weit ist und der Zuzug bevorsteht, wird es sich wahrscheinlich zunächst auch gar nicht so anders anfühlen als jeder andere Umzug. Wohnort, Bezugspersonen, Postleitzahl und nächster ICE-Bahnhof verändern sich – was Gemeinschaft dann eigentlich bedeutet, wird erst nach und nach klar werden. Und nach sechs Jahren schreibst du dann vielleicht mal einen Text darüber…

Wichtig werden die Argumente für oder gegen Gemeinschaft dann vielleicht in Situationen, in denen du Freund_innen deinen Umzugsplan zu erklären versuchst. Da tauchen endlich die eigentlichen Ängste auf, die vor Gemeinschaft bestehen. Dass du dir womöglich bei allem reinreden lassen musst. Dir ein Badezimmer mit Fremden teilen musst. Deine_n Partner_in nicht mehr für dich alleine hast, weil jetzt immer noch so viel Gemeinschaft um euch herum ist. Dass du deine Karriere an den Nagel hängst, „alles, wofür du immer gearbeitet hast".

Das wird dir absurd vorkommen, wenn du dich doch längst in deine Gemeinschaft verliebt hast, in die vielen Ideen, die dort schon umgesetzt wurden und denen du jetzt deine hinzufügen dürfen wirst, in die Sonne im Hof und die Zukunft, die dort auf dich wartet.

Aber nach der ersten Verliebtheit werden auch Momente kommen, in denen dir all das, worauf du dich gefreut hast, zu viel wird. Ich bin mir fast sicher, dass du irgendwann mal genervt sein wirst. Zumindest in unserem geschäftigen Dorf habe ich oft erlebt, wie neue Mitbewohner_innen alles auch mal sehr viel und kompliziert finden oder wie sich sogar ein Gefühl von Überforderung ausbreiten kann. Du wirst ja auch immer zu wenig Zeit haben, deine Gemeinschaft zu gestalten – zumindest, wenn du noch deinen Lebensunterhalt zu verdienen sowie Familie und/oder Beziehung zu pflegen hast. Die Überdosis Ökodorf (in unserem Fall) kommt dann fast zwangsläufig. Ich empfehle, das ohne Panikreaktion zu erleben. Es ist der Moment, in dem sich vieles zurechtrückt, in

diesen Zeiten verstehst du etwas über Gemeinschaft und lernst etwas über dich. Und danach bist du besser dafür gewappnet, die Gemeinschaft so mitzugestalten, dass sie in Zukunft ein bisschen besser funktioniert. So funktioniert ein Abenteuerspielplatz, da kracht auch mal wieder was zusammen.

Eine Gemeinschaft sollte Raum für solche Erkenntnisse und Raum für Veränderungen bieten. Damit sie dich mitgestalten lässt, dir aber auch mal Rückzug ermöglicht, je nachdem, was du gerade brauchst. Und dass sie dabei insgesamt über eine belastbare Struktur verfügt. Über flache Hierarchien, über Mitbestimmungsmöglichkeiten, über Immobilien, die der Gruppe gehören und nicht plötzlich gekündigt werden können – auch, wenn dafür z.B. ein Genossenschaftsanteil aufgebracht werden muss.

Viele Menschen, die sich für eine solidarischere Gesellschaft und einen nachhaltigeren Umgang mit den natürlichen Resourcen engagieren, stoßen früher oder später auf die Idee des Lebens in Gemeinschaft. Nicht nur lockt da das Gefühl gemeinsam stärker zu sein, sondern auch die Konsequenz, mit der manche gute Ideen aus der „Alternative“ in Gemeinschaft umgesetzt werden können. Vegane Grundversorgung, Verzicht auf Auto oder Handy, achtsame Kommunikation – jede Idee, für die sich in der Privat-Gesellschaft eine Initiative bildet und für die T-Shirts mit smarten Slogans bedruckt werden, kann einfach umgesetzt werden, wenn sie in der jeweiligen Gemeinschaft gut ankommt. Mit oder ohne T-Shirts. Deswegen sind Gemeinschaften oft auch bunte Orte – an denen sich Menschen sammeln, die schon viel gesehen und ausprobiert haben und an denen all das ausprobiert wird (oder schon mal ausprobiert wurde), was irgendwo als neu und aufregend beschrieben wird. Das macht sie ja interessant. Wer ins Fernsehen will, hat gar nicht so schlechte Chancen damit, in ein fortschrittliches Ökodorf zu ziehen und sich bei der Pressebetreuungsgruppe zu melden. Zwar kommen die Medien oft mit der Absicht, „was über Aussteiger machen zu wollen“, aber der Reaktion von Reporter_innen und Zuschauer_innen nach zu urteilen, ist Gemeinschaft nicht selten Avantgarde.

Als ich klein war (und auch noch als Jugendlicher), wollte ich Bankdirektor werden, und ich sah mich mit Frau und zwei Kindern im Einfamilienhaus. Glücklich lächelnd am Gartentor. Let’s face it, kleiner Michi: Das wäre nicht lange gutgegangen. Deine Ehefrau (Modell Margarinewerbung) hätte es nicht lange mit dir ausgehalten.

Statt im Neubaugebiet... wohne ich im Zirkuswagen

Wenn ich mich heute (ganz objektiv, versteht sich) betrachte, dann sehe ich meine Erfahrungen mit Gemeinschaft, meinen Halt im Dorf und in unserer kleinen Wohngruppe als wichtigen Bestandteil für mein persönliches Glück. Ich bin nicht allein, wenn ich Unterstützung brauche, und meine Kantigkeit darf sein. Die Gemeinschaft kennt mich, kann mir den Raum geben, den ich manchmal brauche, kritisiert mich durchaus auch heftig, schließt mich aber auch immer wieder ein. Auch die Beziehung zu meiner Partnerin kann in diesem losen, aber stabi-

len Beziehungsgeflecht gut funktionieren. Und da versteckt sich noch ein Riesenvorteil von Gemeinschaft, der allein vielleicht schon allen Aufwand rechtfertigt. Und zwar, wie Kindheit und Elternschaft in Gemeinschaft laufen können.

Dass Kinder mit mehreren Bezugspersonen aufwachsen – mit anderen Erwachsenen, denen sie vertrauen können – mit anderen Kindern, die wie Geschwister für sie sind – in geschütztem Umfeld, ohne Angst, ohne Verkehr – das wünsche ich mir als Vater. Nicht weniger.

Und falls die Beziehung zu meiner Partnerin und oder zu diesen anderen Bezugspersonen irgendwann ihre Kraft verliert – wir müssen uns nicht aus der Gemeinschaft lösen, in die wir eingebunden sind. Vorausgesetzt, wir haben uns alle bewusst für die Gemeinschaft entschieden und müssen uns nicht daraus befreien wie vielleicht eines Tages aus der Beziehung. Dann wohnen wir halt an verschiedenen Enden des Dorfes. All das, was uns an unserer Gemeinschaft gefällt, darf weiterhin sein, und als Eltern oder Bezugspersonen leben wir weiterhin nah beim Kind.

Ich habe das große Glück, mit einer vierköpfigen „Elternruppe" eine verlässliche, belastbare Beziehungsgrundlage für die Kindheit unserer Tocher gefunden zu haben. Aber ich weiß auch, dass es anders kommen kann. Und ich sehe jeder Möglichkeit entspannt entgegen, denn wir leben in einer Gemeinschaft, die uns und unser Kind, zusammen oder einzeln, einschließt. Wenn ich nach sechs Jahren überlege, was mir an meinem Leben eigentlich am Wichtigsten ist, dann komme ich auf diese vollkommen unterbewertete Tatsache. Sie ist Teil eines tragfähigen gesellschaftlichen Konzeptes, nach dem ich in der „Privat-Gesellschaft" lange suchen kann.

Drei Eltern baden das Kind - einer fotografiert (alle Fotos in diesem Artikel: Michael Würfel)